

Franz X. Leinfelder

Supervision als Beitrag zur Entwicklung einer Berateridentität

Das Nachdenken über die Frage, was Supervision von Ehrenamtlichen im Kontext der Telefonseelsorge zur Entwicklung einer Berateridentität beitragen kann, erforderte – wie mir schnell klar wurde – einiges an klärender Vorarbeit:

- Was ist das eigentlich – Identität?
- und was heißt es, eine Berateridentität zu entwickeln?
- Was macht Supervision als Mittel der Wahl aus?
- Was ist das Besondere am Ehrenamt?
- Können Ehrenamtliche – also nicht-Professionelle – überhaupt eine Berateridentität – also so etwas wie eine professionelle Haltung – entwickeln, oder ist das nicht ein Widerspruch in sich?
- Aber brauchen sie nicht auch ein gewisses Maß davon, um in einer nicht privaten Situation verantwortlich und angemessen auf Menschen in Not reagieren und das Erlebte verarbeiten zu können?

Ich will versuchen, einigen Aspekten der genannten Fragen

nachzugehen, auch wenn dies im Rahmen dieses Vortrags nur fragmenthaft und sehr begrenzt geschehen kann, um mich dann der Frage zuzuwenden, welchen Beitrag Supervision zur Entwicklung einer Berateridentität beitragen kann.

Voranstellen möchte ich meinen Ausführungen ein kurzes Gleichnis von Wislawa Szymborska, die 1923 in Posen geboren wurde und 1996 den Literatur-Nobelpreis erhielt. 2012 starb sie in Krakau. Das Gedicht drückt etwas aus, das für mich zum Wesen von Beratung gehört.

Gleichnis

Die Fischer hatten eine Flasche aus der Tiefe gefischt.

Sie enthielt einen Zettel mit folgender Post: „Leute, Hilfe! Ich bin hier. Der Ozean hat mich auf das menschenleere Eiland geworfen. Ich stehe am Ufer und Warte auf Rettung. Beeilt Euch. Ich bin hier!“

„Hm. Ohne Datum. Es ist sicher zu spät. Womöglich Treibt die Flasche schon sehr lange im Meer“, sagte Der erste Fischer.

„Und der Ort fehlt. Man weiß nicht einmal, welcher Ozean“, fügte der zweite Fischer hinzu.

„Weder zu spät noch zu weit. Die Insel. Hier gibt´s Überall“, meinte der dritte Fischer:

Es wurde ungemütlich still.

Allgemeine Wahrheiten haben das so an sich.

Und vielleicht im Vorfeld auch noch kurz ein paar Sätze zu **meinem**

Bezug zur Telefonseelsorge:

Ich bin – mit großem Interesse – seit vielen Jahren Supervisor von Hauptamtlichen in der Telefonseelsorge – kenne also unmittelbar die Berateridentität der Professionellen, weiß etwas von den institutionellen Rahmenbedingungen und Aufgaben von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen, gewinne Eindrücke über Werte und Normen in dieser Arbeit und erfahre etwas über methodisches Vorgehen und typische Konflikte.

Mittelbar – durch zahlreiche und teilweise eindrucksvolle Fallbesprechungen - tauchen in diesen Supervisionen die Ehrenamtlichen auf, rücken mehr oder weniger in den Mittelpunkt der Reflexion und nehmen Gestalt an: als SupervisandInnen der Hauptamtlichen, als TeilnehmerInnen der durch meine SupervisandInnen durchgeführten Fortbildungen und als häufig auch überforderte BeraterInnen in konkreten Telefonszenen.

Immer wieder einmal geht es in den Reflexionen auch um die Frage, wie die Hauptamtlichen die Ehrenamtlichen durch ihre Reaktionen, durch Weiterbildungen und durch Supervision dabei unterstützen können, eine Haltung, die man auch Beratungsidentität nenne könnte, zu entwickeln, die es ihnen sowohl ermöglicht, die emotionalen Belastungen dieser Tätigkeit zu verarbeiten, als auch den anrufenden Menschen in Not gerecht zu werden.

So viel zu meinem persönlichen Hintergrund zum Thema meines Vortrags.

Als ich mit den Überlegungen zu diesem Vortrag begann, holte mich als erstes – wie bereits oben erwähnt – der **Identitätsbegriff** ein und die Frage, wie er im hier gemeinten Kontext zu verstehen sein kann.

Mein schon immer vorhandenes besonderes Interesse am Thema Identität rührt sicher nicht zuletzt auch aus der eigenen Erfahrung als realer Zwilling, der sich seiner Identität auf besondere Weise versichern

musste und immer wieder versichern muss.

Natürlich fielen mir zu diesem Thema – so wie Ihnen vielleicht auch – zuerst die Entwicklungsphasen von **Eric Ericson** ein, der in seinem Buch „Identität und Lebenszyklus“ die Identitätsentwicklung in einer Art zyklischen Kreisen als das Ineinanderspiel komplexer Identifikationsprozesse beschreibt, in denen sich die kindliche Identität allmählich und phasenorientiert und dann in der Pubertät in einer Art „Moratorium“ von einer diffusen zu einer klareren Identität entwickelt. Hier könnte man den Eindruck gewinnen, als sei Identität am Ende dieses Entwicklungsprozesses, so sie einmal errungen wurde, etwas Stabiles, das man von da an sein Eigen nennen könnte.

Der soziologische Blick **von Lothar Krappmann** weist mit seinem Begriff von der balancierenden Identität allerdings darauf hin, dass Identitätsentwicklung einen lebenslangen Prozess darstellt, in dem das Individuum immer wieder eine Balance finden muss zwischen dem Wunsch, in Beziehungen und Gruppen seine einmalige Identität, mit der es sich von allen anderen unterscheidet, darzustellen, und dem Wunsch, dazu zu gehören, was ein gewisses Maß an Anpassung erfordert. Es muss also in sozialen Szenen balancieren zwischen unterschiedlichen Erwartungen, zwischen den Anforderungen anderer und eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen, um die eigene Identität und gleichzeitig die Beteiligung an der Interaktion zu sichern. Wobei dieser ständige Balanceakt sowohl ein gewisses Maß an Identität erfordert als auch die Identitätsentwicklung fördert.

Tilmann Habermas, der Sohn des uns in anderem Kontext bekannten Philosophen, beschreibt in seinem Buch „Geliebte Objekte“ in einem Kapitel über „Symbole und Instrumente der Identitätsbildung“ die psychologische Identität als eine Idealnorm, der sich anzunähern lebenslange Aufgabe bleibt. Er charakterisiert unter Bezugnahme auf Ericson den Identitätsbegriff durch einige Begriffspaare, zwischen deren Polen sich die Identität des Individuums konkretisiert:

- **Einzigartigkeit versus Zugehörigkeit:** Einzigartigkeit verstanden als das menschliche Bestreben, sich von anderen zu unterscheiden. Äußeres Symbol dafür ist die „Identity-card“, der Personalausweis. Gegenpol ist die Identifikation über die Gleichheit mit anderen, die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen, und damit die Definition der Zugehörigkeit über soziale Gruppen und soziale Rollen. In dem Dorf, in dem ich großgeworden bin, war es üblich, dass man als Kind gefragt wurde, „wem gehörst du denn?“ eindruckliche Erfahrungen von definierter Zugehörigkeit und Identität.
- **Zeitliche, diachrone Selbstgleichheit:** Damit meint Habermas die Kontinuität einer Person mit sich selbst, die sich zwischen totaler Erstarrung und ständiger Veränderung bewegt.
- **Situative, synchrone Selbstgleichheit:** hier bewegt sich die Selbstkonsistenz zwischen unflexibler Selbstgleichheit in verschiedenen sozialen und affektiven Situationen und einer chamäleonhaften Anpassung an soziale Situationen. Habermas nennt hier als Ziel „den Erhalt des Gleichen im Wandel“
- **Autonomie:** Hier wird die Dialektik von Piaget aufgegriffen, die sich zwischen Autonomie und Anpassung bewegt, also das Wechselspiel zwischen Fremd- und Selbstbestimmung. Die Fähigkeit, aktiv auf die Umwelt einzuwirken, nicht nur zu reagieren, wird als wesentliches Merkmal psychologischer Identität angesehen.

In weiteren Punkten beschreibt Habermas den **Körper**, d.h., das Wohlfühlen im eigenen Körper, als materielle Basis der psychologischen Dimension von Identität, und die **Selbstbewertung** als Resultat der Ausprägungen der genannten Identitätsaspekte. Sie meint eine Wertschätzung der eigenen Person, die nicht zu negativ und nicht überhöht sein darf, soll sie nicht zu Identitätsstörungen führen.

Habermas unterscheidet zwischen **zwei Erfahrungsweisen der Identität:** die explizite, durch eine Außenperspektive bestimmte, sog. objektive

Identität, die von einer anderen Person oder auch von der Person selbst reflexiv eingenommen werden kann. Und die subjektive, d.h., die unreflektierte unmittelbare Erfahrung der eigenen Identität, das Selbstgefühl.

Zitat: „Psychosoziale Identität, verstanden als Prozess, impliziert den Mechanismus der Perspektivenübernahme. Er ermöglicht es, die Identitätszuweisungen anderer zu verstehen und antizipieren, und er ermöglicht es, sich gegenüber sich selbst zu verhalten, die eigene Identität zu entwerfen und verändern und sie den anderen zur Bestätigung anzubieten. (S.25)

Zum Abschluss der Identitätsbeschreibungen möchte ich **Verena Kast** aus ihrem Buch „Trotz allem Ich“ (Verena Kast „Trotz allem Ich“. Gefühle des Selbstwerts und die Erfahrung von Identität, zitieren, deren bündelnde Definition von Identität die verschiedenen Aspekte impliziert:

„Unter Identität kann man eine Syntheseleistung verstehen, mit der der Mensch sein Selbstkonzept als etwas Bedeutsames und Sinnvolles versteht, das sich zwar ständig wandelt, aber auch gleich bleibt, sich selber auch als Zentrum von Erleben und Handeln erlebt im Zusammenhang mit anderen Menschen. Es geht bei der Identität um Individualität (niemand kann so sein wie ich, niemand kann meinen Platz einnehmen), aber auch um die jeweilige Zugehörigkeit im sozialen Raum (ich bin auch wie manche anderen). Das Identitätsgefühl ist das Gefühl, trotz dieser Spannungen, in denen das Individuum steht, eine Einheit zu sein, im Sinne von Kohärenz, auch in der Kontinuität: Obwohl wir uns wandeln, bleiben wir auch die Gleichen, in der Zugehörigkeit zu einigen Menschen, aber auch in der Differenz und in der Überzeugung, trotz dieser Spannungen und Widersprüche wirksam handeln zu können.“

Betrachtet man die eigene Biografie als aufschlussreichste Quelle des Forschens nach der Begriffsbestimmung „Identität“, so kann sicher jeder von uns die Erfahrung dieses lebenslangen Identitätsprozesses bestätigen. Jede Lebensphase, jede neue Situation fordert uns heraus,

ermöglicht Entwicklung und zwingt uns zu Balanceakten, wollen wir erkannt werden und dazugehören.

Wendet man sich dieser Thematik im Internet zu, sieht man vor Bäumen den Wald nicht mehr!

Was heißt das nun alles für unsere Frage einer Beratungsidentität und die noch konkretere Frage, ob und wie Supervision einen Beitrag zur Entwicklung einer solchen Berateridentität von ehrenamtlichen Telefonseelsorgern leisten kann?

Wie lassen sich die oben genannten Dimensionen des Identitätsbegriffs auf die Berateridentität focussieren?

Nehmen wir die oben beschriebene Spannung und den ständig notwendigen Balanceakt zwischen verschiedenen Polen als notwendigen Bestandteil der Identitätsentwicklung auf, dann ist die Frage, welche **Begriffspaare**, zwischen denen sich die **Berateridentität** bewegt, für ihre Entwicklung bedeutsam sind.

Meine ersten Einfälle zu Kompetenzen, die aus meiner Sicht Bestandteil einer Berateridentität sein sollten, waren

- Einfühlungsvermögen
- Selbstreflexivität
- Selbst- und Fremdwahrnehmung
- Ein Wissen um die Bedeutung des Unbewussten und um Übertragungsprozesse
- Kreativität
- Humor
- Abstinenz

- Konfliktfähigkeit
- Authentizität
- Ambiguitätstoleranz
- Neugier
- Die Akzeptanz eines Gefälles in Beratungssituationen
- Und ein Bewusstsein um die Bedeutung der eigenen Biografie

Damit meine ich nicht, dass wir diese Kompetenzen alle virtuos beherrschen müssten, um beraten zu können. Aber ich halte sie für bedeutsam und wert, daran zu arbeiten.

Ausgehend von diesen Einfällen möchte ich am Beispiel von drei Begriffspaaren das aus meiner Sicht für die Entwicklung einer Berateridentität notwendige Balancieren zwischen Polen beschreiben:

Ich habe die Begriffspaare „Nähe und Distanz“, „Spontaneität und Selbstreflexion“, und „Autonomie versus Anpassung“ gewählt, in die die obengenannten Kompetenzen einfließen.

- **Nähe und Distanz:** Ein persönlicher, nicht nur an Sachinformationen orientierter Beratungsprozess ist auf das Entstehen von Vertrauen und auf ein Maß an Nähe angewiesen, das Einfühlung auf Beraterseite und sich Verstanden- und Akzeptiertfühlen auf Klientenseite ermöglicht. Gleichzeitig bewirkt die einseitige und dauerhafte Identifikation mit dem Erleben des Klienten/der Klientin, also ausschließliche Nähe, keine neuen Einsichten, kein Lernen und Verstehen, also keine Veränderung. Berater und Beraterinnen müssen also nicht nur über Einfühlungsvermögen, sondern auch über die Fähigkeit, sich wieder „auszufühlen“, abzugrenzen, zu distanzieren, Gegenüber zu bleiben, verfügen, um eine Außensicht zu ermöglichen, sich in andere an der geschilderten Interaktion Beteiligte einzufühlen, um den Klienten zu ermöglichen, sich auch kritisch und umfassend

verstehend mit dem eigenen Fühlen und Handeln auseinandersetzen zu können. Da Berater und Beraterinnen oft eine stärkere Affinität zu einem der beiden Pole haben und sich den anderen erst erarbeiten müssen, ist es wichtig, im Rahmen einer differenzierten Selbstwahrnehmung um die eigenen Stärken und Schwächen im Umgang mit Nähe und Distanz und um eigene Verführbarkeiten zu wissen, um den Balanceakt zwischen den Polen an den klientenzentrierten Notwendigkeiten zu orientieren: Ist der Klient, ist die Beziehung stabil genug, um die Konfrontation auszuhalten, dient die Einfühlung dem notwendigen Verstehensprozess, der dann auch ermöglicht, die andere Seite einzufühlen, oder dient sie der Abwehr? Berater mit entsprechender Haltung entwickeln ein Fingerspitzengefühl dafür, wann wie viel Nähe nötig, wie viel Distanz möglich ist, um gemeinsam zu reflektieren. Sie balancieren intuitiv zwischen Nähe und Distanz. Gerhard Leuschner beschreibt in seinem Aufsatz „Supervision – eine Kunst der Beziehung“ diese gleichzeitige Fähigkeit zu Nähe und Distanz, die Fähigkeit zu Empathie und Konfrontation, als Grundlage zum „Erkennen des Sichtbaren“ und zur „Suche des Verborgenen“ als einen Prozess des oszillierenden Verstehens.

- **Spontaneität und Selbstkontrolle:** Beratung ist Beziehungsgestaltung, und Beziehungen leben von spontanen Reaktionen der Interaktionspartner. Professionelle Beratung ist aber keine Privatbeziehung, sie enthält ein Gefälle, in dem eine Seite berät und die andere beraten wird. Berater und Beraterinnen müssen ihre spontanen Reaktionen also im Interesse der vereinbarten Zielsetzung begrenzen. Gute Beratung erfordert in meinem Verständnis ein emotionales Mitschwingen, ein sich Einlassen auf auch unbewusste Beziehungsdynamik, das sich auch in spontanen Reaktionen zeigen kann. Diese spontanen Interaktionen halten die Beziehung lebendig. Sie erfordern aber auch – im Sinne einer psychoanalytischen Ichspaltung – die Bereitschaft und Fähigkeit des Beraters, der Beraterin, die

interaktionellen Szenen reflexiv in den Blick zu nehmen, die Szene und das eigene Handeln mit einer Art Außenblick zu betrachten, zu reflektieren und diagnostisch zur Verfügung zu stellen. Inge Zimmer-Leinfelder macht in ihrem Aufsatz zur „Abstinenz in der Supervision“ darauf aufmerksam, dass der hier anwendbare Abstinenzbegriff nicht jede Spontaneität des Beraters, der Beraterin unterbinden muss, kein Verhaltenskodex ist. Gefordert ist vielmehr, dass die reflexive Blickrichtung der Klient und seine Fragestellung bleibt, dass das Beratungsgeschehen nicht den Interessen des Beraters, der Beraterin dient, sondern dem Verstehen des Beratenen. Eine so verstandene Selbstkontrolle schützt einen Sicherheit gebenden Rahmen, innerhalb dessen sich die Kliententhemen entfalten können. Berater und Beraterinnen bewegen sich also immer zwischen den Polen von Spontaneität und reflexiver Selbstkontrolle und balancieren aus, in welchem Maße sie grundsätzlich und situativ zur einen oder der anderen Seite neigen.

- **Autonomie und Anpassung:** Der Spannungsbogen zwischen Autonomie und Anpassung entfaltet seine beraterische Relevanz bereits vor dem eigentlichen Beratungsprozess, in Kontraktverhandlungen und Settingentscheidungen. Auch wenn immer wieder flexible Anpassungsprozesse an institutionelle Gegebenheiten erforderlich sind, gehört es im Sinne meines Konzepts zur Berateridentität, die eigene fachliche Kompetenz mit einer inneren Freiheit zu nutzen, indem eigene Wahrnehmungen und Einschätzungen diagnostisch zur Verfügung gestellt und zur Grundlage für konzeptionelle Überlegungen und Vorschläge gemacht werden. Der Berater, die Beraterin wird so nicht einseitig zum Dienstleister, sondern zu einem Vertragspartner, der seine fachliche Kompetenz zur Verfügung stellt. Diese innere Freiheit bleibt im gesamten Beratungsprozess bedeutsam. Sie ermöglicht es, neue Sichtweisen einzubringen, querzudenken, in Dreieckskontrakten eine unabhängige dritte Position einzunehmen. Dies schließt nicht aus, dass der Berater / die

Beraterin sich verwickeln lassen, situativ in Abhängigkeit geraten, reagieren, statt zu agieren. Das gehört dazu, lässt sich durch die Kraft des Unbewussten nicht vermeiden, wenn die Interaktion nicht starr und emotionslos werden soll, und es dient dem oben beschriebenen szenischen Verstehen. Die notwendige kontinuierliche reflexive und selbstreflexive Arbeit ermöglicht es, sich immer wieder aus Verstrickungen zu lösen und die besagte innere Freiheit immer wieder neu herzustellen – ein ständiges Wechselspiel zwischen Autonomie und Anpassung, Reaktion und Aktion.

So viel zu den drei Begriffspaaren – die sich mühelos erweitern ließen – und zwischen deren Polen sich die Berateridentität entwickelt. Man kann sie also als ein Ergebnis immer wiederkehrender Balanceakte, oder, um mit Thea Bauriedl zu sprechen, als ständigen emanzipatorisch-dialektischen Prozess verstehen.

Identitätsentwicklung ist also ein lebenslanger, komplexer Prozess, in dessen Kontext sich auch eine Berateridentität aufbauen kann: Biografische Erfahrungen und Zugehörigkeiten (zu Familie, Schicht, Geschlecht, Religion, Land und vielen andern Gruppierungen), berufsbiografische Lern- und Identifikationsprozesse (mein Beraterverständnis als Sozialarbeiter war anders als das als Supervisor) und aktuelle Lebens- und Lernprozesse wirken hier maßgeblich mit.

Wir nähern uns nun der eigentlichen Frage dieses Vortrags, nämlich **was kann Supervision von Ehrenamtlichen in der Telefonseelsorge zur Entwicklung einer Berateridentität beitragen?**

Wobei sich in der Fragestellung vielleicht schon ein von **Gisela Konrad-Vöhringer** in ihrem Aufsatz „Telefonseelsorge – der besondere Reiz des anonymen Dienstes“ beschriebener Wandel im Konzept der Telefonseelsorge zeigt: Bedingt durch die gewachsenen inhaltlichen Anforderungen und psychischen und physischen Belastungen reicht die genuine seelsorgerische Bereitschaft der Anfangsjahre, zuzuhören und anzunehmen, zur Bewältigung des Telefondienstes nicht mehr aus. Der gewachsene Bedarf an fachlicher Unterstützung und psychologischer

Fundierung findet seinen Niederschlag in den differenzierten Auswahlverfahren, einer Grundausbildung, die auch die Auseinandersetzung mit der eigenen Person beinhaltet, begleitender Supervision und Weiterbildungsangeboten. Auch da, wo die Supervision der Ehrenamtlichen durch externe Supervisoren durchgeführt wird, bedarf es aus meiner Sicht einer sicher nicht ganz leichten Sicherung von Möglichkeiten der Kontrolle des Beraterverhaltens der Ehrenamtlichen.

Während die typischen Merkmale von Ehrenamtlichkeit, wie Freiwilligkeit und nichtbezahlte Arbeit, erhalten bleiben, empfinden die ehrenamtlichen Telefonseelsorger und vor allem – seelsorgerinnen ihre TS-Zugehörigkeit nach Konrad-Vöhringer als etwas Besonderes, und die eigene Tätigkeit als anspruchsvoll und qualifiziert, nicht weit entfernt von den Profis.

Auf diesem Hintergrund ist es naheliegend, darüber nachzudenken, wie für die Ehrenamtlichen eine **Art vor-professioneller Berateridentität** entwickelt werden kann, die das Balancieren zwischen den entsprechenden Polen erleichtert und als Grundhaltung bei der Bewältigung einzelner Beratungssituationen zur Verfügung steht.

(In der anschließenden Diskussion wurde dieser Begriff „vor-professionell“ attackiert und man war sich einig, dass es um ein **„qualifiziertes Ehrenamt“** geht.

Die vorangestellten Gedanken haben gezeigt, dass zur Identitätsentwicklung sowohl die Wahrnehmung eigener Ich-Grenzen als auch eine Toleranz gegenüber Differenzen und Spannungen gehören. Die Auseinandersetzung mit diesen Spannungen konfrontiert mit eigenen Ängsten.

Ich gehe davon aus, dass Ehrenamtliche in der Telefonseelsorge sehr unterschiedliche Ausgangsvoraussetzungen für die Entwicklung der angedachten Berateridentität mitbringen. Neben den individuell-biografischen Unterschieden gibt es auch ausbildungsmäßig große Differenzen. So haben manche der Ehrenamtlichen bereits in entsprechenden Berufsausbildungen wesentliche Voraussetzungen

erworben, während für andere etwa der Prozess der sich selbstdistanzierenden Selbstreflexion eher fremd und neu ist. Viele bringen hohe moralische Anforderungen mit, die es oft erschweren, sich mit anderen Vorstellungen und Normen auseinanderzusetzen, da das eigene Normsystem in Frage gestellt werden könnte.

Supervision kann und muss deshalb ein Ort sein, an dem Auseinandersetzung mit Differenzen und den dadurch entstehenden Ängsten und inneren und sozialen Konflikten stattfinden kann. Dies bedarf einer wohlwollenden, vertrauensvollen Atmosphäre, in der eine zunehmende Sicherheit entsteht, mit persönlichen, abweichenden, selbst als schwierig empfundenen Gefühlen und Interventionen nicht bewertet und verurteilt zu werden, sondern zunehmend wagen zu können, eigenen und fremden Impulsen mit dem Wunsch, sie im Kontext des Beziehungsgeschehens verstehen zu wollen, nachzugehen. Diese Haltung ist für viele Ehrenamtliche ungewöhnlich und neu.

Supervision kann durch drei Komponenten zur Entwicklung einer Berateridentität beitragen:

- Der Supervisor/die Supervisorin als Modell
- Die Gruppe als Resonanzboden
- Der Fall als Nadelöhr für Verstehensprozesse

Der Supervisor/die Supervisorin als Modell

Identifikationsprozesse spielen nach Ericson eine wesentliche Rolle bei der Entwicklung von Identität. Eine überwiegend positive Übertragung und das Erleben der supervisorischen Haltung im Sinne der oben beschriebenen Berateridentität des Supervisors, der Supervisorin sind also wichtige Lernelemente bei der Entwicklung einer Haltung, die Grundlage für den Umgang mit den konkreten Telefonsituationen sein soll. Die ehrenamtlichen TelefonberaterInnen können den Supervisor, die Supervisorin in ihrem Umgang mit der

Gruppe im Hier und Jetzt des aktuellen Gruppenprozesses erleben, seine oder ihre Reaktionen auf Differenzen und Konflikte, die Fähigkeit, Spannungen auszuhalten, zugewandt zu konfrontieren, nicht zensierend Verstehensprozesse einzuleiten, heikle Themen aufzugreifen, ohne zu beschämen, eigene Wahrnehmungen und Gefühle zur Verfügung zu stellen – sie erleben also die Berateridentität der Supervisoren hautnah an der Art der Beziehungsgestaltung in der eigenen Gruppe und im Umgang mit berichteten Szenen. Sie können sich damit modellhaft auseinandersetzen: Was gefällt mir gut, was finde ich auch erstrebenswert, wovon grenze ich mich eher ab, was scheint mir unerreichbar, was kann ich übernehmen, was lehne ich ab? Diese Auseinandersetzung mit dem Berater-Modell des Supervisors/ der Supervisorin vollzieht sich auf einer unbewussten und auf einer bewussten Ebene, in inneren Prozessen und durch äußere Auseinandersetzungen. Je akzeptierter eine solche kritische Auseinandersetzung mit der Autorität des Supervisors/der Supervisorin in der Gruppe ist, umso bewusster kann sie genutzt werden für die Auseinandersetzung mit dem eigenen Beratungsverständnis und die Entwicklung einer entsprechenden Haltung. Sie kann nie nur übernommen werden, sie muss in Auseinandersetzung mit dem Hier und Jetzt und in Verknüpfung mit den je eigenen biografischen Hintergründen entwickelt werden.

Richard Sennett sagt im Vorwort seines 2008 erschienenen Buchs „Handwerk“ – und er bezieht sich dabei auf seine Lehrerin Hannah Ahrendt - : „Ein guter Lehrer vermittelt eine zureichende Erklärung, ein großer Lehrer verunsichert, sorgt für Unruhe und lädt zum Nachdenken ein“.

Die Gruppe als Resonanzboden

Die Supervision der ehrenamtlichen TelefonseelsorgerInnen erfolgt in

Gruppen. Dies hat zur Folge, dass neben den eigenen Fallbesprechungen auch die Fallbesprechungen der anderen Gruppenmitglieder und der aktuelle Gruppenprozess als Lernmaterial genutzt werden können. Im Ringen um ein tieferes Verstehen dessen, was zwischen AnruferInnen und TelefonseelsorgerInnen geschieht, erfolgen Rückmeldungen der anderen Gruppenmitglieder, die eigene Selbst- und Fremdwahrnehmungen konfrontieren, eine Bandbreite möglicher Sichtweisen anbieten und so eigene Interpretationsmuster in Frage stellen. Durch das Erleben der aktuellen Gruppendynamik und die Reflexion fremder und eigener Rollenübernahmen, Identifikationen und Interventionen wird eine Art focussierter Selbsterfahrung initiiert, die eine wichtige Grundlage für das Üben selbstreflexiver Prozesse darstellt. Auch hier kann umso intensiver gelernt werden, je weniger normierend die Reaktionen der Supervisoren und anderen Gruppenmitglieder erlebt werden, je deutlicher es um Verstehen von Interaktionsprozessen und der Beteiligung des eigenen Verhaltens geht. Supervisoren und Supervisorinnen sind hier in ihrer gruppendynamischen Kompetenz der Prozesssteuerung gefragt.

Psychoanalytisch betrachtet, erleben wir in der Gruppe ein komplexes Übertragungs – Gegenübertragungsgeschehen, auf das SupervisorInnen durch ihre Ausbildung und entsprechende Selbsterfahrungspraxis vorbereitet sind. Ihre Fähigkeit, eigene Gegenübertragungsreaktionen reflexiv in den Blick zu nehmen und diagnostisch zu nutzen, werden in der Gruppe vor besondere Herausforderungen gestellt und erfordern deshalb auch die für Supervisoren gängige Praxis der Eigenkontrolle durch Balintgruppe oder Kontrollsupervision. Das komplexe Übertragungs-Gegenübertragungsgeflecht der Gruppe im ständigen Wechsel von Einlassen und Handeln einerseits und Distanzieren und Reflektieren andererseits für den eigenen Verstehensprozess und den der Gruppenmitglieder zu nutzen, wird natürlich umso eher möglich, je freier man sich als Supervisor/als Supervisorin fühlen kann. Das bedeutet, dass jede eigene Einspannung in institutionelle Prozesse, Rollenvermischungen, die Notwendigkeit, auch fachliche Kontrolle auszuüben, zu viel Nähe durch eigene Parallelerfahrungen beim

Telefondienst, die Komplexität erhöhen. Insofern spricht sicher einiges dafür, die Supervision durch externe Supervisoren durchführen zu lassen und konzeptionell darüber nachzudenken, wie der Kontakt zwischen Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen, der Informationsfluss und auch die notwendige fachliche Kontrolle sich außerhalb der Supervision realisieren lassen. So viel ich weiß, wird dies – sicher aus guten Gründen -unterschiedlich gehandhabt.

Für die Gruppenmitglieder bedeutet die Meinungs- und Erlebensvielfalt innerhalb der Gruppe

- eine Erweiterung der eigenen Sichtweise,
- die Erfahrung, dass Komplexität nicht vorschnell aufgelöst werden sollte , sondern Spannung ausgehalten werden muss,
- dass der eigene Blickwinkel nur **ein** möglicher ist,
- und dass die eigene Beteiligung an Interaktionen oft unbewusst ist.

Sich diese Erfahrungen bewusst zu machen, erleichtert es, sich in oder nach konkreten Situationen am Telefon reflexiv zu distanzieren und kann zum wichtigen Baustein bei der Entstehung einer Beratungsidentität werden.

Der Fall als Nadelöhr für Verstehensprozesse

Es ist vertraute supervisorische Praxis, „Fälle“ zu besprechen. Das heißt in unserem Fall, dass die ehrenamtlichen TelefonseelsorgerInnen Szenen aus ihren Anrufdiensten erzählen, mit denen es ihnen im allgemeinen nicht gut ging:

- Situationen, aus denen sie wütend herauskommen, weil sie sich durch sog. Fake-Anrufe missbraucht und betrogen fühlen,
- Anrufe, die sie bewegt und erschüttert haben,

- bei denen sie sich hilflos und machtlos fühlten,
- Gespräche, bei denen sie unsicher und ratlos waren,
- sich verführen ließen,
- sich ekelten,
- mit Trauer und Schmerz reagierten,
- in Kontakt mit eigenen biografischen Situationen kamen
- sich sexuell belästigt fühlten
- oder Gespräche, in denen sie keinen Zugang zu ihrem Gegenüber fanden und sich seltsam unbeteiligt fühlten.

Eine breite Palette also menschlichen Erlebens und beraterischer Herausforderungen.

Hinzu kommt, dass sich die Beratungssituationen neben der Anonymität auch meistens durch Einmaligkeit auszeichnen. D.h., es ist keine Zeit, sich in Ruhe kennen zu lernen, eine Beziehung wachsen zu lassen, einmal Gesagtes wieder zu korrigieren, im Anschluss Reflektiertes für den weiteren Verlauf der Beziehung zu nutzen.

Warum soll man dann überhaupt Fälle besprechen, wenn man nicht mehr mit den Interaktionspartnern zusammentrifft?

Hier wird deutlich, dass die Fallbesprechung mehr ist als Unterstützung für konkrete Situationen – dass sie ein Nadelöhr darstellt, durch das der Faden des eigenen beraterischen Handelns und Reflektierens gezogen wird. Jeder Fall besitzt neben seiner einmaligen Besonderheit exemplarische Lernmöglichkeiten für die weiteren Gespräche: vieles kehrt wieder in neuen Facetten.

Das Bild des Nadelöhrs benutzt mein Kollege Gerhard Wittenberger, wenn er im Ausbildungskontext Supervision von Therapie abgrenzt und die Frage gestellt wird, wie viel Persönliches Platz hat in der Supervision, indem er darauf hinweist, dass in der Supervision alle Themen durch das

Nadelöhr der Arbeit gezogen werden. Ich nehme an, er nimmt es mir nicht übel, wenn ich sein Bild an dieser Stelle ausleihe.

Eigene und fremde Fallbesprechungen können einen wichtigen Entlastungseffekt haben. Auch die Bedeutung des sich Verstandenfühlers, des nicht mehr Alleinseins mit einer Situation, die als schwierig erlebt wurde, und in der es niemanden gab, den man hätte zu Rate ziehen können, sollte nicht unterschätzt werden. Aber weit über die konkrete Situation hinaus ermöglichen Fallbesprechungen das Üben von Einfühlung, die Erweiterung des eigenen Horizonts, sie trainieren die Selbstwahrnehmung, ermöglichen Zugang zu unbewussten Hintergründen und stellen somit Situationen dar, in denen beraterische Identität dargestellt und entwickelt wird.

Gerhard Leuschner sagt, dass die intuitive Verknüpfung von Bildung (womit er in Anlehnung an Alexander Mitscherlich „Sach- Affekt- und Sozialbildung“ meint) mit handhabbarem Wissen die Identität in der beruflichen Arbeit ausmache.

Beratung als Handwerk bedarf der entsprechenden Grundlagen für eine solche situative, intuitive Verknüpfung.

Sennett nennt als Grundlagen fürs Handwerk Engagement, Urteilsvermögen und Können. Er weist darauf hin, dass bei jedem guten Handwerker praktisches Handeln und Denken in einem ständigen Dialog stehen.

Diese ständige Verknüpfung von Kopf und Hand, von Bildung und Können, von bereits Erworbenem mit neu zu Lernendem, dieser ständige Balanceakt also, der Grundlage des lebenslangen Identitätsprozesses ist, der für hauptamtliche und ehrenamtliche BeraterInnen gleichermaßen Geltung hat, findet in der Supervision einen Ort, an dem er geschehen und reflektiert werden kann.

Zum Abschluß lassen wir noch einmal die Lyrikerin (Wislawe

Szyborska) sprechen:

Nichts ist geschenkt

Nichts ist geschenkt, alles geliehen.

Ich stecke in Schulden bis über die Ohren.

Ich muß für mich

Mit mir bezahlen,

fürs Leben das Leben rückerstatten.

So ist es nun mal,

das Herz und die Leber

und jeder Finger

sind gepachtet.

Zu spät, den Vertrag zu lösen,

die Schulden werden mir abgezogen

samt meiner Haut.

Ich geh durch die Welt,

umdrängt von Schuldnern.

Auf den einen lasten

Die Raten für die Flügel.

Den andren nolens volens

Blüht die Abrechnung der Blätter.

Jede Zelle in uns
Ist verbucht unter Soll.
Kein Wimperchen, Stielchen
Bleibt uns für immer.

Das Verzeichnis ist genau,
und es sieht so aus,
als behielten wir nichts.

Ich weiß nicht mehr,
wo, wann und warum
ich diese Verbindlichkeit
eingegangen.

Den Protest dagegen
Nennen wir Seele.
Das einzige, was im Verzeichnis fehlt.

Vortrag gehalten am 31. Januar 2013 in Berlin, Schwanenwerder

Für die Evangelisch- Katholische Kommission für TelefonSeelsorge und Offene Tür

Literatur:

Zymborska, Wislawa: Hundert Freuden (1996), suhrkamp taschenbuch, Frankfurt am

Main

Dis. Liebesgedichte (2005) Insel Verlag, Frankfurt am Main- Leipzig

Dis. Glückliche Liebe und andere Gedichte, Suhrkamp, Berlin 2013

Bauriedl, Thea: Auch ohne Couch, 3. Auflage, Stuttgart 1999a

Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus, Suhrkamp- Verlag, Frankfurt am Main 1966

Habermas, Tilmann: Geliebte Objekte, Symbole und Instrumente der Identitätsbildung

Suhrkamp TB, Frankfurt am Main (1999)

Krappmann, Lothar: Soziologische Dimensionen der Identität, 9. Auflage, Stuttgart (2000)

Kast, Verena: „Trotz allem Ich- Gefühle des Selbstwertes und die Erfahrung von Identität.

Herderverlag, Freiburg, 2003

Leuschner, Gerhard: Supervision- eine Kunst der Beziehung in „Supervision“, Beltz-Verlag

Weinheim, Heft 2/2007

Leinfelder, Franz: „ Der Gruppenprozeß in der Balintgruppe“ in FoRuM Supervision Heft11/98

Konrad- Vöhringer, Gisela: „Telefonseelsorge- der besondere Reiz des anonymen Dienstes“ in

Bauer/ Gröning: Institutionsgeschichten, Tübingen, 1995

Straub, Jürgen: Theorien der Identität zur Einführung, Junius Verlag, 2013

Zimmer- Leinfelder, Inge: „Abstinenz- ein psychoanalytisches Konzept in seiner Bedeutung für

Supervision“ in FoRuM Supervision, Heft 38/ 2011

Berlin, 31.Januar 2013

Redigiert: Wiesbaden 19.03.2013